Feature

Akutagawa Ryūnosuke:

„Der Traum“

Ich war am Ende meiner Kraft. Ich litt unter Schlaflosigkeit, ganz zu schweigen von den üblen Verspannungen in Schultern und Nacken. Fand ich endlich in den Schlaf, plagten mich zu allem Überfluß Träume jeglicher Art. „Farbige Träume deuten darauf hin, daß es gesundheitlich nicht zum besten steht“, hatte mich einmal jemand wissen lassen. Meine Träume waren allerdings meist so bunt, als hätte ein Maler seinen Teil dazu beigetragen. – So träumte ich in grellen Farben, mit einem Freund durch eine Glastür zu treten, die an ein vorstädtisches Café denken ließ. Vor der verstaubten Tür, überragt von den grünenden Ästen einer Weide, lag ein Bahnübergang. Wir ließen uns an einem Tisch in einer Ecke nieder und nahmen irgendeine Mahlzeit zu uns, die in hölzernen Schalen serviert wurde. Ich hatte die Schale beinahe geleert, da entdeckte ich auf ihrem Grund einen Schlangenkopf vom Umfang eines Daumens.

Ich wohnte in einer Pension in einem bitterkalten Vorort von Tokyo. Übermannte mich die Schwermut, stieg ich auf den Bahndamm hinter dem Haus und ließ den Blick über die Gleise der Stadtbahn schweifen. Die Schienen glänzten auf dem von Öl und Rost verdreckten Schotter. Den Damm vis-à-vis krönte ein einzelner Baum, wohl eine Kastanie, der die Äste zur Erde breitete. Trostloser konnten die Ausblicke wahrlich nicht sein. Zu meiner Gemütsverfassung paßten sie indes besser als die Ginza oder Asakusa. „Den Teufel mit dem Beelzebub austreiben“ – wenn ich auf dem Damm kauernd eine Zigarette rauchte, ging mir das Wort hin und wieder durch den Kopf.

Ich stand nicht gänzlich ohne Freunde da. Ich pflegte Umgang mit einem jungen Maler aus wohlhabender Familie. In Anbetracht meiner Melancholie machte er mir den Vorschlag, auf Reisen zu gehen, und besaß sogar die Liebenswürdigkeit, für alles aufzukommen zu wollen: „Die Kosten spielen keine Rolle“. Zwar hätte ich mich auf eine Reise begeben können, doch wußte ich besser als jeder andere, daß meine Schwermut sich jeder Heilung entzog. Drei, vier Jahre zuvor, in einer ähnlich trübsinnigen Verfassung, war ich bis ins ferne Nagasaki gereist, um wenigstens für eine Weile auf andere Gedanken zu kommen. Dort mußte ich jedoch feststellen, daß ich es in keiner Bleibe aushielt.

Und als tatsächlich einmal nächtliche Stille herrschte, wurde mein Zimmer von einer Leuchtkäferplage heimgesucht. Es dauerte keine Woche, bis ich des Ganzen überdrüssig war und die Heimfahrt nach Tokyo antrat …

Eines Nachmittags, es lag noch Rauhreif, kam ich vom Einlösen eines Wechsels zurück und verspürte plötzlich das unwiderstehliche Verlangen, ein künstlerisches Werk zu schaffen. Wenngleich ich nun über die Mittel verfügte, mir ein Modell leisten zu können, kam dieser Anfall von Schaffensdrang auch für mich selbst überraschend. Ich ließ die Pension links liegen und begab mich geradewegs zu M., um ein Modell für ein rundes Dutzend Porträtsitzungen zu engagieren. Der Entschluß riß mich zum ersten Mal seit langer Zeit aus meiner Lethargie. Ich war wie besessen von dem Gedanken: *Die Bilder schaffen und sterben.*

Das Modell, das mich in M.s Auftrag aufsuchte, besaß nicht unbedingt ein hübsches Gesicht. Ihr Körper hingegen war ohne Makel – allem voran ihr Busen. Auch ihr volles Haar, das sie geölt trug, war prachtvoll anzusehen. Ich durfte mit ihr zufrieden sein, ließ sie im Korbsessel Platz nehmen und betrachtete sie, ehe ich mich unverzüglich an die Arbeit machte. Die Frau setzte sich nackt in Pose, anstelle eines Blumenstraußes eine englischsprachige Zeitung im Arm, die Füße nebeneinander, den Kopf gesenkt. Doch als ich an der Staffelei stand, fühlte ich mich auf einen Schlag wieder völlig kraftlos. In dem nach Norden weisenden Zimmer stand lediglich ein Kohlebecken. Natürlich hatte ich so viel Holzkohle aufgelegt, daß der Beckenrand beinahe glühte, aber dennoch wurde es im Zimmer nicht richtig warm. Die Frau im Sessel traf keine Schuld daran, daß ihre Beine manchmal bebten. Gleichwohl hätte ich jedesmal aufbrausen mögen. Mehr als über das Modell ärgerte ich mich allerdings über mich selbst, da ich mir nicht einmal einen Ofen leisten konnte. Und zugleich auch über mein Unvermögen, meine Nerven im Zaum zu halten.

„Wo wohnst du?“

„Wo ich wohne? In Yanaka-Sansakichō.“

„Wohnst du allein?“

„Nein, wir haben uns zu zweit eingemietet.“

Während des Wortwechsels fuhr ich fort, in aller Ruhe Farbe auf die alte Leinwand aufzutragen, auf der das Gemälde Formen annehmen sollte. Das Modell hielt den Kopf gesenkt und zeigte keinerlei Regung. Ihre nichtssagenden Auskünfte hatten lustlos geklungen. Offenbar entsprach ihre Teilnahmslosigkeit einer charakterlichen Veranlagung. Ich fand mich damit ab, und sie tat mir den Gefallen, mir hin und wieder über die vereinbarte Zeit hinaus Modell zu stehen. Dennoch blieb ihre abweisende Gleichgültigkeit mir ein stetiger Grund zur Beunruhigung.

Ich kam mit der Arbeit nicht von der Stelle. Hatte ich mein Tagewerk beendet, ließ ich mich meist auf den Teppich fallen, massierte mir

Nackenmuskeln und Kopf und starrte geistesabwesend ins Leere. Von der Staffelei einmal abgesehen stand nur der besagte Korbsessel im Zimmer. Vielleicht lag es an der Luftfeuchtigkeit, daß hin und wieder das Rattan knackte, obwohl niemand im Sessel saß. Mich jedoch versetzte das Geräusch regelmäßig in Unruhe und ließ mich hinauseilen auf einen Spaziergang. Was heißt „Spaziergang" – mir blieb keine andere Wahl, als mich über den Bahndamm hinter der Pension in die ländliche Kleinstadt zu begeben, wo es außer einigen Tempeln nichts zu sehen gab.

Fieberhaft arbeitete ich Tag für Tag an der Staffelei, doch die Fortschritte blieben aus. Weiterhin suchte das Modell mich täglich auf. Und mit jedem Tag war ich überwältigter vom Anblick ihres Körpers. Natürlich beneidete ich sie auch um ihre strahlende Gesundheit. Sie posierte liegend auf dem hellroten Teppich und starrte unverwandt in eine Zimmerecke. Manchmal konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, sie sei *mehr Tier als Mensch.*

Es war ein Nachmittag, an dem ein warmer Wind ging, ich stand – wie konnte es anders sein – an der Staffelei und führte unverdrossen den Pinsel. Das Modell wirkte noch verschlossener als sonst. Plötzlich spürte ich mehr denn je zuvor die animalische Kraft, die ihrem Körper innewohnte, und nahm sogar eine Ausdünstung wahr, vielleicht ihrer Achselhöhlen. Der stechende Geruch ließ an schwarze Haut denken.

„Aus welchem Ort stammst du?"

„Aus X in der Präfektur Gunma."

„Aus X? Da gibt es doch viele Webereien?"

„Hm, schon."

„Hast du noch nie gewebt?"

„Als Kind hin und wieder."

Plötzlich fiel mir auf, daß ihre Brustwarzen zusehends größer wurden. Ich war an sprießenden Kohl erinnert. Natürlich führte ich den Pinsel weiter, als sei ich wie immer ganz ins Malen vertieft. In Wahrheit war ich wie gebannt vom Anblick ihrer Brustwarzen – ihrer bedrohlichen Schönheit.

Auch in der Nacht flaute der Wind nicht ab. Ich erwachte irgendwann und verließ das Bett, um mich zur Toilette der Pension zu begeben. Doch als ich zu mir kam, stellte ich fest, daß ich zwar die Schiebetür geöffnet hatte, aber im Zimmer auf und ab ging. Benommen blieb ich stehen, als mein Blick auf den hellroten Teppich fiel – auf die Stelle zu meinen Füßen. Ich berührte sie behutsam mit nackten Zehen. Zu meiner Überraschung hatte ich das Gefühl, ein Fell zu berühren. *Welche Farbe mag die Unterseite des Teppichs haben?* – Auch das ließ mir keine Ruhe. Eine Furcht, die ich mir nicht erklären konnte, hielt mich jedoch davon ab, den Teppich umzuschlagen und mir Gewißheit zu verschaffen. Endlich suchte ich die Toilette auf, ehe ich hastig wieder unter die Decke kroch.

Am nächsten Tag war ich nach der Arbeit noch erschöpfter als gewöhnlich. Gleichwohl war es mir unerträglich, im Zimmer zu verweilen, was mich einmal mehr auf den Damm hinter dem Haus trieb. Die Dämmerung senkte sich bereits über das Land. Bäume und Telegrafenmasten aber hoben sich unnatürlich scharf vom Halbdunkel ab. Als ich dem Damm folgte, war ich in Versuchung, aus voller Kehle zu schreien. Es verstand sich von selbst, daß ich den Impuls unterdrücken mußte. Auf dem Weg vom Damm hinab in die armselige Kleinstadt hatte ich den Eindruck, nur mein Kopf ginge weiter.

Im Ort war wie immer kaum jemand unterwegs. Am Straßenrand, an einen Telegrafenmast gebunden, stand allerdings eine Kuh. Erhobenen Hauptes starrte sie mir aus feuchten, irgendwie weiblichen Augen entgegen. Sie schien auf mich gewartet zu haben. In ihrem Blick las ich eine lautlose Herausforderung. *Mit diesem Blick wird sie eines Tages auch ihren Schlächter betrachten* – der Gedanke bedrückte mich. Noch niedergeschlagener als zuvor bog ich in eine Nebenstraße ein, um der Kuh aus dem Wege zu gehen.

Wenige Tage später, am Nachmittag, stand ich wie alle Tage an der Staffelei. Und wie immer lag das Modell auf dem hellroten Teppich und verzog keine Miene. Seit einem halben Monat trat ich nun schon vor ihren Augen mit meinem Werk auf der Stelle. Keiner von uns beiden aber offenbarte dem anderen seine Gefühle. Ganz im Gegenteil, ich fühlte mich von ihr zunehmend in die Enge getrieben. Selbst in den Arbeitspausen streifte sie sich nicht einmal den Unterrock über, und jeder meiner Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, wurde mit gleichgültigen Erwiderungen im Keime erstickt. An diesem Nachmittag sprach sie mich jedoch zu meiner Überraschung plötzlich an – sie wandte mir den Rücken zu (wobei ich erstmals das Muttermal auf ihrer rechten Schulter entdeckte) und streckte die Beine auf dem Teppich aus:

„Sensei, an dem Weg zur Pension stehen doch etliche schmale Steine?"

„Stimmt …"

„Das sind Gräber von Nachgeburten."

„Gräber von Nachgeburten?"

„Ja, die Steine zeigen an, daß dort Nachgeburten beigesetzt sind."

„Wie kommst du darauf?"

„Bei manchen kann man die Schriftzeichen noch deutlich erkennen."

Über die Schulter hinweg warf sie mir einen Blick zu und schien für einen kurzen Moment spöttisch zu lächeln.

„Wir alle sind bei der Geburt von Kopf bis Fuß von Nachgeburt besudelt, nicht wahr?"

„Was redest du für einen Unsinn?"

„Aber wenn wir derart besudelt zur Welt kommen …"

„? …"

„…unterscheidet uns doch nichts von Tieren!"

Ich führte den Pinsel, dessen Werk einfach keine Fortschritte machen wollte, wieder über die Leinwand. Keine Fortschritte machen wollte? Nun, es scheiterte keineswegs am mangelnden Bemühen. Die ganze Zeit kämpfte ich um einen Ausdruck der Wildheit, die in ihr steckte. Allein meine Fähigkeiten reichten nicht aus, diesem „irgendwie Wilden" einen Ausdruck zu verleihen. Irgend etwas in mir sträubte sich auch dagegen, es zum Ausdruck bringen zu müssen. Oder aber, es mit Ölfarbe und Pinsel darzustellen. Beim Malen kamen mir mitunter grobschlächtige, aus Stein gehauene Schwerter in den Sinn, die ich einmal in einem Museum betrachtet hatte.

Nachdem das Modell gegangen war, schlug ich im schummerigen Licht einer Glühbirne einen Bildband des großen Gauguin auf und blätterte ihn Seite für Seite durch. Irgendwann wurde mir bewußt, daß in meinem Kopf fortwährend die Worte erklangen: „So hatte ich es mir vorgestellt ...". Es war mir rätselhaft, weshalb dieser Satz mir unablässig durch den Kopf ging. Mit zunehmendem Unbehagen ließ ich das Zimmermädchen kommen, um das Bett zu bereiten, nahm ein Schlafmittel und schlummerte endlich ein.

Ich erwachte gegen zehn Uhr. Womöglich war es mir nachts im Bett zu warm geworden, jedenfalls fand ich mich auf dem Teppich wieder. Besorgniserregender war jedoch der Traum, den ich vor dem Erwachen geträumt hatte. Ich hatte mitten im Zimmer gestanden und das Modell mit einer Hand erwürgt (noch dazu im vollen Bewußtsein dessen, was ich tat). Den Kopf ein wenig in den Nacken gelegt, schloß sie langsam die Augen, ohne irgendeine Regung zu zeigen. Zugleich wurden ihre Brüste immer größer und runder. Auf der hell schimmernden Haut zeichneten sich blaue Adern ab. Ich hatte keine Hemmungen, das Modell zu erwürgen. Nein, was ich empfand, ähnelte vielmehr der Erleichterung, mit der man endlich hinter sich bringt, was längst hätte getan werden müssen. Am Ende schloß sie die Augen ganz und starb einen lautlosen Tod. – Ich erhob mich, ging mich waschen und trank anschließend mehrere Schalen schwarzen Tee. Meine Stimmung wurde gleichwohl immer düsterer. Ich mochte nicht glauben, daß ich tatsächlich Mordgelüste gegen das Modell hegen sollte. Unbewußt aber – ich rauchte eine Zigarette, versuchte meine unerklärliche Erregung zu unterdrücken und wartete auf ihr Kommen. Es wurde allerdings ein Uhr, ohne daß sie erschienen wäre. Das Warten wurde mir zu einer regelrechten Tortur. Ich erwog, es aufzugeben und lieber spazieren zu gehen. Doch der bloße Gedanke an einen Spaziergang genügte bereits, mir Furcht einzujagen. Meine Nerven waren nicht einmal mehr einem harmlosen Gang ins Freie gewachsen.

Allmählich dämmerte der Abend, ich schritt im Zimmer auf und ab und wartete noch immer auf mein Modell, das wohl kaum mehr kommen würde. Irgendwann kam mir etwas in den Sinn, das sich zwölf oder dreizehn Jahre zuvor zugetragen hatte. In einer Abenddämmerung wie dieser hatte ich, damals

noch ein Kind, Wunderkerzen abgebrannt. Meine Eltern lebten seinerzeit noch nicht in Tokyo, sondern auf dem Land, und ich befand mich auf der Veranda unseres Hauses. Plötzlich hörte ich, wie jemand rief: „He, komm zu dir!" Überdies wurde ich an der Schulter gerüttelt. Ich hatte die Absicht gehabt, auf der Veranda zu bleiben. Doch als ich langsam wieder zu Sinnen kam, mußte ich feststellen, daß ich vor dem Gemüsebeet kauerte und mich eifrig mühte, den Lauch in Brand zu stecken. Und die Streichholzschachtel war schon so gut wie leer. – Ich rauchte eine Zigarette und kam nicht umhin, mir einzugestehen, daß es Stunden in meinem Leben gab, von denen ich selbst nichts ahnte. Die Erkenntnis war nicht nur beunruhigend, nein, sie war sogar furchterregend. Im Traum hatte ich das Modell mit eigener Hand erwürgt. War es tatsächlich nur ein Traumgespinst gewesen ...

Sie ließ sich auch am nächsten Tage nicht sehen. Zu guter Letzt machte ich mich auf den Weg zu M., um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, doch auch ihr Chef hatte nichts von ihr gehört. Mit wachsender Besorgnis erbat ich ihre Anschrift. Sie hatte behauptet, in Yanaka-Sansakichō zu leben. Den Angaben des Mannes zufolge wohnte sie hingegen im Viertel Higashi-Katamachi in Hongō. Die Straßenlaternen brannten bereits, als ich endlich vor dem Haus stand. Das hellrote Gebäude lag in einer Nebenstraße und beherbergte eine Wäscherei. Hinter der Glastür waren zwei Angestellte in weißen Hemden mit Bügeln beschäftigt. Ich wollte die Tür öffnen, ohne besondere Eile an den Tag zu legen, stieß jedoch unversehens mit dem Kopf gegen die Scheibe. Das Geräusch erschreckte mich selbst nicht minder als die beiden Angestellten.

Zögernd trat ich ein und sprach einen der Männer an:

„Ist Frau ... im Haus?"

„Die war schon seit zwei Tagen nicht mehr hier."

Seine Auskunft beunruhigte mich. Allerdings wäre es unbesonnen gewesen, weiter in ihn zu dringen. Ich war vorsichtig genug, mich den beiden nicht verdächtig zu machen.

„Wenn sie verschwunden ist, sieht man sie manchmal eine ganze Woche lang nicht wieder", ergänzte der blasse Angestellte, ohne das Bügeleisen abzusetzen. Seine Worte klangen in meinen Ohren verächtlich, ich verlor die Nerven und eilte hinaus. So weit, so gut. Auf meinem Weg durch die von Mietshäusern flankierten Straßen von Higashi-Katamachi wurde mir jedoch jäh bewußt, daß ich dies alles längst in einem Traum erlebt hatte. Das hellrote Haus mit der Wäscherei, der blasse Angestellte, die glühenden Bügeleisen, ja, daß ich mich überhaupt aufgemacht hatte, das Modell zu suchen – all dies hatte ich vor etlichen Monaten (oder Jahren?) geträumt. Auch in dem Traum hatte ich nach dem Verlassen der Wäscherei einsam diese trostlosen Straßen durchquert. Und dann – ich hatte beim besten Willen keine Erinnerung mehr daran, was dann

geschehen war. Aber ich hatte das Gefühl, was auch immer sich nun ereignen mochte, in jenem Traum bereits erlebt zu haben …

(1927)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „Yume". Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 10. Tōkyō: Kadokawa shoten, 1968, S. 154-161.

Akutagawa Ryūnosuke

Der Mann aus dem Westen

1 *Seht, welch ein Mensch!*

Vor über einem Jahrzehnt hat das Christentum begonnen, mich künstlerisch zu inspirieren – vor allem der katholische Glaube. Die Kathedrale von Urakami in Nagasaki ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Zu jener Zeit war ich lediglich eine Krähe, die unverdrossen die von Kitahara Hakushū und Kinoshita Mokutarō gesäten Samen raubte. Einige Jahre später erwachte in mir ein gewisses Interesse an den christlichen Märtyrern, die bereitwillig für ihren Glauben in den Tod gingen. Es war ihre Gemütsverfassung, die mich interessierte, so wie ich auf krankhafte Weise am seelischen Zustand eines jeden Wahnsinnigen regen Anteil nehme. Vor noch nicht allzu langer Zeit fand ich endlich Gefallen an dem Mann namens Christus, von dem die Evangelisten uns erzählen. Mittlerweile vermag ich ihm nicht mehr mit Gleichmut zu begegnen. Der Westen ohnehin, doch auch die heutige Jugend wird darüber lachen. Ich hingegen, im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert geboren, kann die Augen von dem Kreuz nicht wenden, dessen Anblicks andere längst überdrüssig sind – oder besser gesagt, das zu stürzen sie keinen Augenblick zaudern würden. In Japan geboren, hatte „mein Christus" natürlich nicht den See von Galiläa vor Augen. Eher ruhte er unter einem Kakibaum voller roter Früchte und ließ den Blick über die Bucht von Nagasaki schweifen. Folglich werde ich historische oder geographische Fakten unbeachtet lassen. (Was nicht heißt, daß ich journalistischen Mühen aus dem Wege gehen will. Ich könnte mich einfach auf die Handvoll Bücher der christlichen Überlieferung stützen.) Es verlangt mich auch nicht danach, jedes Wort und jede Handlung des Christus wahrheitsgetreu wiederzugeben. Einzig und allein über „meinen Christus" will ich schreiben, über den Mann, den ich mir vorstelle. In der Hoffnung, daß selbst die gestrenge Christenheit Japans Nachsicht walten läßt mit meinem Christus aus der Feder eines Tintenklecksers.

2 *Maria*

Maria war nur eine einfache Frau. Als eines Nachts der Heilige Geist über sie kam, empfing Maria Christus. In allen Frauen steckt vermutlich etwas von Maria. Und auch in allen Männern. – Ja, selbst in Kaminfeuern, Feldfrüchten, unglasierten Krügen und soliden Stühlen steckt etwas von Maria. Maria ist

keinesfalls „das ewig Weibliche". Sie ist allein „das ewig Duldsame". Das Leben Marias, der Mutter des Christus, führte durch ein „Tal der Tränen". Doch sie ging ihren Weg mit unerschöpflicher Langmut. In ihrem Leben wurden Weisheit, Dummheit und Tugend eins. Nietzsches Auflehnung galt eher Maria denn Christus.

3 *Der Heilige Geist*

Der Wind und wehende Fahnen lassen uns den Heiligen Geist ein wenig erahnen. Der Heilige Geist ist keinesfalls „heilig, wie es im Buche steht". Er ist allein „das allzeit Überragende". Goethe pflegte den Heiligen Geist als „Dämon" zu bezeichnen. Und war stets auf der Hut davor, ihm zu verfallen. Die Kinder des Heiligen Geistes – ein jeder Christus lebt in der Gefahr, diesem Geist eines Tages zu verfallen. Der Heilige Geist ist weder ein Satan noch ein Engel. Und – versteht sich – auch kein Gott. Jenseits von Gut und Böse – dort könnte man ihn mitunter wandeln sehen. Jenseits von Gut und Böse – Lombroso allerdings, ob zum Glück oder zum Unglück, entdeckte den Heiligen Geist in den Hirnen von Geisteskranken.

4 *Josef*

Des Christus' Vater, der Zimmermann Josef, war in Wahrheit keine andere als Maria. Dieser Tatsache ist es zuzuschreiben, daß Josef nicht die gleiche Verehrung zuteil wird wie Maria. Bei aller Nachsicht, letztlich war niemand überflüssiger als Josef.

5 *Elisabeth*

Maria war eine Freundin Elisabeths, der Frau des Zacharias und Mutter Johannes des Täufers. Wir reden von einem Spiel des Zufalls, wenn Klatschmohn im Weizen blüht. Aber auch darin waltet die Macht, die unsere Leben lenkt.

6 *Die Hirten*

Der Heilige Geist war über Maria gekommen, nun trug sie ein Kind im Leib – ein Skandal, der die Hirten in Aufruhr versetzte. Der steile Leidensweg der schönen Maria, der Mutter des Christus, nahm seinen Anfang.

7 *Die Magier*

Als die Magier aus dem Morgenland den Stern von Bethlehem am Himmel aufgehen sahen, beluden sie Schatullen mit Gold, Weihrauch und Myrrhe und machten sich auf den Weg, Christus zu huldigen. Selbst unter den Magiern

fanden sich nur diese wenigen zusammen. Die meisten nahmen keine Notiz vom Aufgehen des Sterns. Von den dreien aber, die ihn erblickten, verspürte einer, auf einem hohen Podest stehend (er war der Älteste von ihnen) und zu dem funkelnden Stern hinaufblickend, sogar ein unbestimmtes Mitleid mit Christus: „Schon wieder!"

8 *Herodes*

Herodes war eine machtvolle Maschine. Zu allen Zeiten benötigt der Mensch solche Maschinen, denn ihre Gewalt nimmt ihm allerhand Arbeit ab. Aus Furcht vor Christus befahl Herodes, alle Kinder Bethlehems zu töten. In der Tat dürfte sich unter ihnen noch „der eine oder andere Christus" befunden haben. Des Herodes' Hände müssen rot gewesen sein vom vergossenen Blut. Wie sollten wir uns beim Anblick dieser Hände des Ekels erwehren? Eines Ekels, den allerdings auch der Anblick der erst wenige hundert Jahre alten Guillotine auslöst. Es will einem einfach nicht gelingen, Herodes zu hassen, geschweige denn, ihn zu verachten. Im Gegenteil, er erregt einzig unser Mitleid. Tagein, tagaus starrte er finsteren Blickes von seinem Thron herab auf das zwischen Olivenhaine und Feigenbäume gebettete Bethlehem. Ohne auch nur ein einziges Gedicht zu hinterlassen …

9 *Der Bohemien*

Der kleine Christus zog nach Ägypten, ehe seine Familie aufgefordert wurde, „nach Galiläa zu ziehen, in eine Stadt mit Namen Nazareth", wo sie endlich seßhaft wurde. Kinder mit einem ähnlichen Los finden sich unter den Schülern von Marineschulen, deren Familien sich zu Umzügen nach Sasebo oder Yokosuka genötigt sehen. Wenn Christus ein Bohemien war, entsprach dies wohl eher seinen Lebensumständen als seinem Naturell.

10 *Der Vater*

Als er in Nazareth lebte, erfuhr Christus, daß er nicht Josefs Kind war. Oder aber, daß er ein Kind des Heiligen Geistes war – wenngleich diese Tatsache für ihn von keiner größeren Bedeutung gewesen sein dürfte als erstere. Damals wurde Christus, der „Menschensohn", ein zweites Mal geboren. Strindberg, der „Sohn einer Magd", lehnte sich gegen seine Familie auf. Für ihn war dies Unglück und Segen zugleich. Christus dürfte es ähnlich ergangen sein. Es war ein Glück für ihn, in seiner Einsamkeit dem vor ihm geborenen Täufer Johannes zu begegnen. In jedem von uns verbirgt sich etwas von jenem Christus, dem Johannes noch nicht begegnet ist. Johannes lebte in der Wüste, von wildem Honig und Heuschrecken sich nährend. Und doch war die Wildnis, in der er

lebte, alles andere als lichtlos. Zumindest an der dämmerigen Wildnis in Christus gemessen …

11 *Johannes*

Johannes der Täufer war ein Christus ohne Sinn für Romantik. Seine unerschütterliche Würde strahlte gleich einer erzenen Rüstung. Sie mag vereitelt haben, daß er Christus gleichkam. Johannes, der Täufer des Christus, war unerschütterlich wie eine Eiche. Im Gefängnis aber büßte die Eiche die Kraft ein, neues Grün zu treiben. Allzeit wird uns des Johannes' letzter Aufschrei ebenso bewegen wie der des Christus: „Bist du der Christus, oder bin ich es?" Der letzte Aufschrei des Johannes – aber nein, es war keineswegs nur ein Aufschrei. Die mächtige Eiche mochte im Absterben begriffen sein, erweckte jedoch den Anschein, noch immer in voller Kraft zu stehen. Wäre Johannes nicht mehr bei klarem Bewußtsein gewesen, hätte der junge Christus ihm nicht kalt ausrichten lassen: „Geht hin und berichtet dem Johannes, was ihr hört und seht".

12 *Der Teufel*

Nach vierzig Tagen des Fastens sprach Christus von Angesicht zu Angesicht mit dem Teufel. Auch wir benötigen irgendeine „Fastenkur", um mit dem Teufel ins Gespräch zu kommen. Manch einer dürfte im Verlaufe der Unterhaltung seinen Verlockungen erliegen. Andere wiederum mögen sich selbst treu bleiben und ihnen widerstehen. Allerdings soll es auch vorkommen, daß sich ein ganzes Leben lang keine Gelegenheit zu einem Gespräch mit dem Teufel bietet. Zunächst wies Christus Brot zurück. Er vergaß jedoch nicht zu kommentieren: „Nicht nur von Brot lebt der Mensch". Dann lehnte er den wirklichkeitsfremden Vorschlag des Teufels ab, seine Macht zu erproben. Doch auch diesmal hielt er eine dialektische Erwiderung bereit: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen". Endlich schlug er „alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit" aus. Das erinnert an die Ablehnung des Brotes, doch diese hatte lediglich bedeutet, einem körperlichen Verlangen zu widerstehen. In der dritten Erwiderung des Christus aber liegt der Verzicht auf all die unwiderstehlichen irdischen Träume, die er selbst hegte. Er triumphierte in diesem Duell der Logik, welches die Logik hinter sich ließ. Auch Jakobs Ringen mit dem Engel muß ein solches Duell gewesen sein. Dem Teufel blieb am Ende keine andere Wahl, als den Kopf vor Christus zu senken. Er sollte jedoch nie vergessen, daß dieser das Kind der Maria war. Jenem Gespräch mit dem Teufel wurde später gewaltige Bedeutung beigemessen. Dabei stellte es im Leben des Christus kein einzigartiges Erlebnis dar. Noch oft sollte er rufen: „Weiche, Satan!" Sein Biograph Lukas fügt seinem Bericht über den Vorfall hinzu: „Als der Teufel mit aller Versuchung am Ende war, ließ er von ihm ab bis zu gelegener Zeit".

13 *Die ersten Jünger*

Christus zählte gerade einmal zwölf Jahre, als sein Genius offen zu Tage trat. Doch nicht einmal nach seiner Taufe folgte ihm auch nur ein einziger Jünger. Er muß sich einsam gefühlt haben auf seinen Wegen von Dorf zu Dorf. Vier einfache Fischer waren die ersten, die sich ihm endlich anschlossen. Christus' Liebe zu ihnen sollte nie erlöschen. In ihrem Kreise wurde er zusehends zu einem scharfzüngigen Journalisten des Altertums.

14 *Das Kind des Heiligen Geistes*

Christus wurde zu einem Journalisten des Altertums. Und zugleich zu einem Bohemien des Altertums. Sein Genius brach sich stürmisch Bahn, sein Lebenswandel trat sämtliche gesellschaftlichen Konventionen seiner Zeit mit Füßen. Was hin und wieder Hysterie unter den Jüngern ausbrechen ließ, denen er Rätsel aufgab. Er hingegen genoß dieses Leben in vollen Zügen. Christus' Dichtung zeugt von seiner leidenschaftlichen Begeisterung. Die „Bergpredigt" ist das von Enthusiasmus beseelte Produkt eines jungen Mannes in den Zwanzigern. Ihm war bewußt, daß er alle seine Vorgänger übertraf. Selbstverständlich rief sein journalistischer Genius, der immer höhere Wellen schlug, Feinde auf den Plan. Sie hatten auch allen Grund, Christus zu fürchten. Im Grunde genommen blieb es ihnen einfach unbegreiflich, was dieser geniale junge Mann im Schilde führen mochte – besaßen sie doch mehr Lebenserfahrung und fürchteten folglich mehr um ihr Leben als er.

15 *Die Frauen*

Viele Frauen liebten Christus. Allen voran Maria Magdalena, die nach der Begegnung mit ihm die sieben Dämonen vergaß, von denen sie geplagt worden war, und sogar eine über ihr Gewerbe erhabene, platonische Liebe für ihn empfand. Kraft ihrer Zuneigung war sie die erste Person, die ihn nach seinem Tode wieder erblickte. Auch Christus liebte viele Frauen – allen voran Maria Magdalena. Ihrer platonischen Liebesbeziehung haftet bis heute etwas vom Duft einer Schwertlilie an. Die gelegentlichen Stunden mit Maria Magdalena mögen Christus ein Trost in der Einsamkeit gewesen sein. Die Nachwelt – oder vielmehr, die männliche Nachwelt hat nie Interesse für ihre Liebesbeziehung aufgebracht (es sei denn in den Künsten). Die weibliche Nachwelt wiederum war stets eifersüchtig auf Maria Magdalena. Der scheinheiligste Vorwurf lautet: „Hätte der auferstandene Christus denn nicht zuerst seiner Mutter erscheinen müssen?"

16 *Die Wunder*

Von Zeit zu Zeit wirkte Christus Wunder. Für ihn war das weniger schwierig als Gleichnisse zu ersinnen. Aus diesem Grunde war er Wundern eigentlich abgeneigt – fühlte er sich doch zu der Aufgabe berufen, seine Lehre zu verkünden. Die Wunder waren, wie Rousseau ihm später grollend vorwerfen sollte, der Verkündung seiner Lehre hinderlich. Seine „Lämmer" indes verlangten unersättlich nach Wundern. Und Christus konnte nicht umhin, eine von drei Bitten zu erfüllen. Auch das beweist, daß er menschlich, allzu menschlich war. „Dein Glaube hat dir geholfen" – doch zugleich handelte es sich um wissenschaftlich unbestreitbare Tatsachen. Eines Tages spürte Christus seine Kräfte schwinden, weil er wieder einmal nicht umhin gekonnt hatte, ein Wunder zu vollbringen – weil eine an einer langen Krankheit leidende Frau sein Gewand berührt hatte. Auch diese körperliche Erfahrung mag dazu beigetragen haben, daß er mit Wundern stets zurückhaltend war. Christus war weitaus rationaler als seine Jünger – und als die Gläubigen späterer Zeiten ohnehin.

17 *Die Sittenlosen*

Christus erblickte in Maria nicht unbedingt seine Mutter. Seine innige Liebe galt allein denen, die seinem Weg folgten. In seinem glühenden Enthusiasmus schreckte er nicht einmal davor zurück, einer großen Menschenmenge furchtlos die Leviten zu lesen. Maria, die vor den Türen seinen Worten lauschte, muß angst und bange geworden sein. Insgeheim können wir ihre Pein nachempfinden. Bei allem Verständnis für des Christus' Enthusiasmus – selbst ihn dürfte Maria manchmal gedauert haben. Wenn die prachtvollen Tore des Paradieses unsichtbar blieben und er in das ungeschminkte Antlitz Jerusalems blickte ...

18 *Das Christentum*

Der christliche Glaube enthält poetische und häufig widersprüchliche Lehren, denen selbst Christus nicht zu folgen vermochte. Sein Genius ließ ihn das Leben verlachen. Kein Wunder, daß Oscar Wilde ihn ihm den ersten Romantiker erblickte. Christus lehrte, „selbst Salomon in all seiner Pracht" sei nicht gekleidet wie eine im Wind sich biegende Lilie auf dem Felde. Für ihn bestand der Weg des Menschen einzig und allein darin, ein poetisches Leben zu führen – zu leben, ohne einen Gedanken an den morgigen Tag zu verschwenden. Mit welchem Ziel? Natürlich um in das Paradies des Judentums einzugehen. Doch auch Paradiese unterliegen dem ewigen Wandel. Das von süßem Rosenduft erfüllte Paradies des Christentums hat sich im Laufe der Zeit in Luft aufgelöst. Doch an seiner Stelle haben wir neue Paradiese errichtet. Es war Christus, der in uns die Sehnsucht nach einem Paradies geweckt hat. Seine widersprüchlichen

Aussagen sollten in späteren Zeiten zahllose Theologen und Mystiker auf den Plan rufen. Ihre Debatten dürften Christus verblüfft haben. Manch einer unter ihnen war allerdings in der Tat christlicher als er selbst. Christus aber hat unsere Aufmerksamkeit auf das Jenseits gelenkt. In ihm erkennen wir, daß wir auf der Suche sind – hören die Fanfare, die uns vorwärts treibt auf unserem endlosen Weg. Und begreifen, was uns ohne Ende quält – der „Weltschmerz", für den die Moderne endlich einen Ausdruck fand.

19 *Der Journalist*

Wir nehmen nur wahr, was uns berührt. Was uns bedrängt, berührt uns auf alle Fälle. Christus, wie vielen anderen Journalisten, war dies instinktiv bewußt. Seine Lehren richteten sich daher immer an jene, die ihn umgaben – Jungfrauen, Winzer, Zöllner, Handwerker. „Der barmherzige Samariter" und „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn" sind Meisterwerke seiner Dichtkunst. Offenbar hat keiner der christlichen Journalisten späterer Tage, die sich lediglich in abstrakten Debatten zu ergehen vermochten – der Pastoren – jemals bedacht, was den Journalismus des Christus so wirkungsvoll machte. Dabei war Christus ein Journalist, an dem weder sie noch irgendein Christus späterer Zeiten sich messen konnten. Deshalb zählt sein Journalismus zu den Klassikern des Westens. Er war wahrhaftig ein Journalist, der einem erlöschenden Feuer neue Nahrung gab.

20 *Jehova*

Immer wieder hielt Christus Rücksprache mit Gott. „Nicht Gott hat uns geschaffen – wir schufen Gott!" – Der Ausspruch des Materialisten Gourmont läßt uns frohlocken. Er durchtrennt die Kette, an der wir liegen. Zugleich legt er uns jedoch eine neue Kette um den Leib – eine neue, womöglich noch schwerere Kette. Aus hohen Wolken stieg Gott herab in die engen Windungen der Nervensysteme. Dort thront er unter allerhand Namen. Christus stand seinem Gott häufig von Angesicht zu Angesicht gegenüber. (Unvorstellbar, daß Christus dem Teufel begegnet wäre, ohne Gott zu kennen). Wie alle Götter war auch der Gott des Christus von der Gesellschaft seiner Zeit geprägt. Ohne Zweifel aber war auch er jener „Gott der Herr", der mit uns geboren wird. Für seinen eigenen Gott – für die Sache einer poetischen Gerechtigkeit – führte Christus seinen Kampf. Dies ist die Quelle vieler seiner Widersprüche. Die Theologie der Nachwelt war bemüht, diese Widersprüche höchst unpoetisch aufzulösen. Und hinterließ unzählige langweilige Schriften, die niemals jemand las. Heutzutage wirkt es geradezu erheiternd, wie Voltaire das Schwert schwang zur Vernichtung des Gottes der „Theologie". „Gott der Herr" aber starb nicht. Auch Christus nicht. Gott wird über uns sein, solange Moos an Mauern aus Beton wächst. Dante stieß Francesca hinab in die Hölle, nur um sie später aus

den Flammen zu erretten. Wer sich einmal zur Umkehr entschließt – diesen einen wundersamen Augenblick erlebt, wird des „ewigen Lebens" teilhaftig. Mag sein, daß man deshalb auch von einem sentimentalen Gott spricht.

21 *Heimat*

„Ein Prophet ist nirgends so wenig geachtet wie in seiner Vaterstadt" – vielleicht war dies des Christus' erstes Kreuz. Am Ende mußte ihm ganz Judäa zur Heimat werden. Dank Lokomotiven, Automobilen, Dampfschiffen und Flugzeugen wird einem heutigen Christus die ganze Welt zur Heimat. Aber natürlich ist auch ein heutiger Christus in seiner Vaterstadt wenig geachtet. Auch Poe ist nicht in Amerika geachtet, sondern in Frankreich.

22 *Der Dichter*

Für Christus übertraf die Schönheit einer Lilie „Salomon in all seiner Pracht". (Unter seinen Jüngern dürfte sich allerdings kein einziger befunden haben, den eine Lilie so in Ekstase zu versetzen vermochte wie er selbst). Vor seinen Jüngern schreckte er jedoch keineswegs davor zurück, derbe Worte in den Mund zu nehmen, selbst wenn er damit gegen Sitte und Anstand verstieß: „Versteht ihr nicht, daß alles, was in den Mund hineingeht, in den Magen kommt und ausgeschieden wird? Was aber aus dem Mund herausgeht, das kommt aus dem Herzen, und das verunreinigt den Menschen."

23 *Lazarus*

Als Christus vom Tode des Lazarus erfuhr, vergoß er zum ersten Male Tränen – oder aber, vergoß er erstmals vor aller Augen Tränen. Seine Empfindsamkeit brachte ihn dazu, Lazarus von den Toten auferstehen zu lassen. Weshalb vergoß er Tränen vor Lazarus' Schwestern Martha und Maria, er, der nicht einmal auf die eigene Mutter Rücksicht nahm? Wer diesen Widerspruch begreift, hat des Christus' genialen Egoismus begriffen, besser gesagt, den Egoismus eines jeden Christus.

24 *Die Hochzeit zu Kana*

Christus liebte Frauen, legte jedoch keinen Wert auf ihren Umgang. In dieser Hinsicht ähnelte er Mohammed, der einem Mann den gleichzeitigen Umgang mit vier Frauen zugestand. Beide konnten sich nicht lösen aus ihrer Zeit – ihren Gesellschaften. Doch der seine Freiheit über alles liebende Christus muß auch von seinen Gefühlen beeinflußt gewesen sein. Die Übermenschen der Nachwelt benötigten stets Masken, um unter den Hunden zu leben. Christus aber lehrte, daß auch das Tragen einer Maske einen Menschen seiner Freiheit beraubt. Die Lüge vom „stillen Glück am häuslichen Herd" hatte er längst durchschaut. Der

Christus Amerikas – Whitman war einer, der die gleiche Freiheit wählte. Mitunter lassen seine Gedichte uns Christus erahnen. Ein heiterer Christus ließ den Blick über die rauschende Hochzeit zu Kana schweifen, die Tänzerinnen, Bukette und Instrumente. Aber selbstredend bezahlte er mit Einsamkeit dafür.

25 *Das Gespräch auf dem hohen Berg*

Auf einem hohen Berg sprach Christus mit seinen Vorgängern – mit Mose und Elia. Dieses Ereignis war von größerer Bedeutung als sein Gespräch mit dem Teufel. Einige Tage zuvor hatte er seinen Jüngern prophezeit, daß er nach Jerusalem ziehen und dort am Kreuze sterben werde. Sein Treffen mit Mose und Elia zeugt von der seelischen Krise, in der er sich befand. Nicht nur, weil die beiden Propheten vor seinen Augen vom Himmel herabstiegen, „glänzte sein Angesicht wie die Sonne, und seine Kleider wurden leuchtend hell wie das Licht." Dies war der erhabenste Augenblick seines Lebens. Die Evangelisten haben keine Aufzeichnung des Gesprächs hinterlassen. Doch lautete die Frage, die Christus den Propheten entgegen schleuderte: „Wie soll der Mensch leben?" Seine Lebensspanne war kurz. In jenen Tagen durchlitt er die Qual, von einem Leben Abschied nehmen zu müssen, das gerade einmal dreißig Jahre gewährt hatte. Mose war, wie Napoleon einmal sagte, ein herausragender militärischer Stratege gewesen, Elia wiederum mit weitaus mehr politischem Talent gesegnet als Christus. Zudem würde sich Vergangenes nicht wiederholen. Weder würden sich die Wasser des Roten Meeres teilen noch flammende Streitwagen vom Himmel stürmen. Während der Unterredung muß Christus unentwegt bewußt gewesen sein, daß sein grauenvolles Sterben immer näher rückte. Die Felsen des hohen Berges thronten im eisig klaren Sonnenlicht. Unten im tiefen Tal aber dufteten Granatäpfel und Feigen. Dünne Rauchschwaden stiegen von den Dächern der Häuser zum Gipfel empor. Auch Christus mag Gefallen am irdischen Leben gefunden haben. Sein Weg führte jedoch unabänderlich hinauf in einen menschenleeren Himmel. Der Stern, der von seiner Geburt gekündet – der heilige Geist, der ihn gezeugt hatte, ließ ihn nicht in Frieden. „Als sie vom Berg herabstiegen, befahl ihnen Jesus: Sagt niemandem von dem Geschauten, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden ist!" – Was er auf dem hohen Berg mit seinen Vorgängern, den „großen Toten", besprochen hatte, wollte er offenbar nur seinem Tagebuch anvertraut wissen.

26 *Wie die Kinder*

Einer der widersprüchlichen Lehrsätze des Christus lautet: „Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr euch nicht bekehrt und nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen". Die Worte sind gänzlich unsentimental. Christus offenbarte damit, daß er sich für kindlicher als andere erachtete. Und zugleich, daß er sich für ein Kind des Heiligen Geistes hielt. Auch Goethe singt

mit „Torquato Tasso“ ein Hohelied auf seine Leiden als Kind des Heiligen Geistes. „Werdet wie die Kinder“ – das käme einer Rückkehr ins Kindergartenalter gleich. Nach Christus' Worten stünden die goldenen Tore also nur denen offen, die dem Leben nicht gewachsen sind und irgend jemandes Schutz benötigen. Dahinter steckt einmal mehr seine Mißachtung jeglicher Lebensweisheit. Die Jünger hatten wahrhaftig allen Grund, das Kind verblüfft zu betrachten, das er mitten unter sie stellte (daß der Einfall des Christus ihnen Unbehagen bereitet habe, unterstellt die Nachwelt aus scheinheiliger Anteilnahme).

27 *Nach Jerusalem*

Christus wurde zum Propheten seiner Zeit. Doch zugleich trieb der Prophet in ihm – der Heilige Geist, der ihn geboren hatte, sein Spiel mit ihm. Wir können Christus in dem Nachtfalter erkennen, der in der Flamme einer Kerze verbrennt. Der Falter muß in der Flamme verbrennen, weil das Schicksal ihn dazu bestimmt hat. Das Schicksal des Christus unterschied sich in nichts von dem des Falters. Shaw hatte nur ein dröhnendes Hohngelächter übrig für den Christus, der nach Jerusalem ging, um gekreuzigt zu werden. Aber Christus trug sein Kreuz bereits, ehe er auf einem Esel Einzug in Jerusalem hielt. Er ging einem unausweichlichen Schicksal entgegen. Auch das Genie blieb letztlich ein „Menschensohn“. Dieser Tatsache war der „Messias“, wie man ihn von Alters her nannte, machtlos ausgeliefert. Als er den Esel über die mit Zweigen bestreuten Straßen trieb und ihm die Hosianna-Rufe entgegen brandeten, war er nicht mehr nur er selbst, sondern verkörperte in seiner Gestalt sämtliche Propheten Israels. Die Überlieferung erzählt, der wiederauferstandene Christus habe einen später geborenen Christus auf einer Straße im fernen Rom zur Rede gestellt: „Wohin gehst du?“ Wäre Christus nicht nach Jerusalem gezogen, hätte irgendein Prophet ihm unweigerlich die gleiche Frage gestellt.

28 *Jerusalem*

Nach dem Einzug in Jerusalem schlug Christus seine letzte Schlacht. Zwar hatte er die jugendliche Frische eingebüßt, doch war ihm eine neue Heftigkeit eigen. Er verfluchte einen Feigenbaum am Wegesrand. Noch dazu allein aus Enttäuschung, da dieser keine Früchte trug. Christus, der allem Liebe entgegen brachte, ließ beinahe hysterisch seiner Zerstörungswut freien Lauf. „Gebt also, was des Kaisers ist, dem Kaiser“ – das waren die Worte eines gereiften Christus, der den Enthusiasmus hinter sich gelassen hatte, gerichtet an eine Welt, die sich aufmachte, Rache an ihm zu nehmen (ihm, dem Dichter, bedeutete das Paradies natürlich mehr als die Welt). Dennoch spricht nicht nur Lebensweisheit aus seinen Worten. Nein, er war der Dummheit der Menschen einfach überdrüssig, an der sich seit den Tagen Mose nichts geändert hat. Außer sich vor Zorn

stürmte er „in den Tempel, trieb alle hinaus, die im Tempel verkauften und kauften, stieß die Tische der Wechsler und die Stände der Taubenverkäufer um und sagte zu ihnen: ‚Es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber macht es zu einer Räuberhöhle'“. Als eine Frau kostbares Öl über sein Haupt goß, gebot Christus seinen Jüngern, sie nicht zu tadeln. Die sanften Worte an die ahnungslosen Jünger lassen seine Gefühle im Angesicht des Kreuzes erahnen. Den Duft des Öls schnuppernd (für den zumeist von Staub bedeckten Christus muß dies ein besonderes Erlebnis gewesen sein), sagte er ruhig: „Da sie nämlich dieses Salböl ausgoß über meinen Leib, tat sie dies zu meinem Begräbnis. Allzeit habt ihr die Armen bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.“ Das Pathos des Gebets im Garten Gethsemane stellt selbst Golgatha in den Schatten. In höchster Not ringt Christus mit sich selbst – dem Heiligen Geist in sich. Unaufhaltsam kroch der Schatten des Kreuzes von Golgatha näher. Christus war sich dessen vollauf bewußt. Seinen Jüngern hingegen war seine Stimmung unerklärlich – selbst Petrus. Christus' Gebet ist heute so eindringlich wie ehedem: „Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ So wird ein jeder Christus in einsamen Nächten beten. Und seine Jünger werden am Fuße des Ölbergs schlummern, ohne die Gefühle des „bis in den Tod Betrübten“ zu verstehen.

29 *Judas*

Auch über des Judas' Haupt hat die Nachwelt einen Heiligenschein erstrahlen lassen – den des Bösen. Allerdings steht keineswegs fest, daß Judas der schlimmste Schurke unter den Zwölfen war. Selbst Petrus verleugnete Christus dreimal, ehe der Hahn krähte. Judas' Verrat an Christus kommt dem Verrat heutiger Politiker an ihrem Parteivorsitzenden gleich. Für Papini zählte der Verrat des Judas zu den großen Rätseln. Dabei liegt es auf der Hand, daß sich unter allen Umständen irgendein Verräter gefunden hätte. Die Hohenpriester hätten ebenso auf einen anderen Judas zählen gekonnt. Judas brachte lediglich einige Voraussetzungen mit, die ihn zum geeigneten Werkzeug machten. Davon abgesehen war Zufall im Spiel. Für die Nachwelt ist Christus „der Sohn Gottes“. Und zugleich erblickt sie in Judas das Böse. Doch Judas erhängte sich nach seinem Verrat an einer Pappel. Er war ein Jünger gewesen – hatte das Wort Gottes vernommen. Niemand verabscheute Judas mehr als er selbst. Das Bild des gekreuzigten Christus muß ihm Qualen bereitet, die Niedertracht der Hohenpriester ihn entrüstet haben. „Was du tust, das tue bald!“ – In Christus' Worten an Judas schwingt ebensoviel Verachtung wie Mitgefühl mit. Vielleicht spürte der „Menschensohn“ etwas von Judas in sich selbst. Zu Judas' Unglück aber war ihm die bittere Ironie der Worte entgangen.

30 *Pilatus*

Nur aus purem Zufall kreuzte Pilatus des Christus' Lebensweg. Letztlich ist „Pilatus" nur ein Pronomen. Die Nachwelt hat selbst um diesen Staatsbeamten eine Legende gewoben. Allein Anatole France fiel auf den Schwindel nicht herein.

31 *Barabbas statt Christus*

„Barabbas statt Christus" lautete es damals wie heute. Barabbas hatte einen Aufruhr angezettelt und sogar gemordet. Ihnen aber waren seine Taten ohne weiteres verständlich. Nietzsche verglich die Barabbasse späterer Zeiten mit streunenden Kötern. Natürlich weckten die Taten des Barabbas auch in ihnen Abscheu und Zorn. Die Taten des Christus indes – ließen sie gänzlich kalt. Allenfalls maßen sie ihnen irgendeine gesellschaftliche Bedeutung bei. Ihre geistigen Sklaven – ihre Soldaten, deren einziger Vorzug die Körperkraft war, setzten Christus einen Kranz aus Dornen auf das Haupt, legten ihm einen scharlachroten Mantel um und verspotteten ihn: „Heil dir, König der Juden!" Nie war des Christus' Tragödie erbarmungswürdiger als in dieser Farce. In geistiger Hinsicht war er wahrhaft der König der Juden. Die Hunde, die an seinen Genius nicht glaubten – nein, die davon ausgingen, ein solcher Genius müsse ohne weiteres zu überprüfen sein, höhnten dem wahren König der Juden, indem sie ihn einen König der Juden riefen. „Er aber antwortete ihm auch nicht auf ein einziges Wort, so daß der Statthalter sich sehr verwunderte" – wie der Evangelist es überliefert, würdigte Christus weder Fragen noch Hohn einer Erwiderung. Er wäre auch zu keinem Widerspruch imstande gewesen. Barabbas hingegen dürfte erhobenen Hauptes Rede und Antwort gestanden haben. Er hatte sich lediglich gegen seine Feinde erhoben. Christus hingegen lehnte sich gegen sich selbst auf – gegen die Maria in sich. Seine Auflehnung war fundamentaler als die des Barabbas. Und zugleich „menschlich, allzu menschlich".

32 *Golgatha*

Am Kreuz war Christus nur noch „Menschensohn". „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Wer einen heroischen Untergang verlangt, hat für diesen Aufschrei gewiß nur Verachtung übrig. Ganz zu schweigen davon, daß jene, die keine Kinder des Heiligen Geistes sind, ihn ohnehin nicht anders aufzufassen vermögen, als daß Christus „ein verdientes Ende" fand. „Eli, Eli, lema sabachtani" war in Wahrheit nur ein Schmerzensschrei – ein Schmerzensschrei allerdings, der uns Christus näher bringt. Und uns die wahre Tragödie seines Lebens noch drastischer vor Augen führt.

33 *Pietà*

Maria, die betagte Mutter, wehklagt über ihres Sohnes Leichnam – ein solches Bildnis „Pietà" zu nennen, kann man nicht unbedingt als sentimental bezeichnen. Wer jedoch Pietas darstellen will, sollte sich auf Maria beschränken.

34 *Der Freund des Christus*

Christus besaß zwölf Jünger, aber keinen einzigen Freund. Wenn doch, dann muß es Josef von Arimatäa gewesen sein: „Da es schon Abend wurde – es war ja Rüsttag, das ist Vorsabbat – kam Josef von Arimatäa, ein angesehener Ratsherr, der auch selbst auf das Gottesreich wartete, ging mutig entschlossen zu Pilatus und bat um den Leichnam Jesu." – Diese bedeutungsvollen Zeilen überliefert Markus in seinem Evangelium, welches älteren Ursprungs ist als das des Mattäus. Was in ihnen zum Ausdruck kommt, geht weit darüber hinaus, daß Christus den Jüngern geboten hatte: „Kommt, folgt mir nach!" Offenbar war Josef ein mit mehr Lebensweisheit als Christus gesegneter Christus. In seinem tiefen Mitgefühl ging er „mutig entschlossen zu Pilatus" und „bat um den Leichnam Jesu". In diesen Augenblicken bewies der gebildete Ratsherr wahren Bekennermut. Der Nachwelt war er viel gleichgültiger als Pilatus oder Judas. Aber womöglich stand Josef dem Christus näher als dessen Jünger. Der Kopf des Johannes wurde der ebenso schönen wie grausamen Salome auf einer Schüssel gereicht. Christus hingegen konnte Josef von Arimatäa zu denen zählen, die ihn zu Grabe trugen. Ihm war ein glücklicheres Los beschieden als Johannes. Und wäre Josef kein Ratsherr gewesen – aber „was gewesen wäre, wenn" sollte man wohl dahingestellt lassen. Jedenfalls dürfte Josef, wenn er unter einem Feigenbaum ruhte oder vor einem prächtigen Pokal saß, noch häufig an seinen Freund Christus zurückgedacht haben.

35 *Auferstehung*

Renan schrieb es Maria Magdalenas Einbildungskraft zu, daß sie den auferstandenen Christus erblickt hatte. Wenn dem so war, hatte Christus ihrer Einbildungskraft Flügel verliehen. Seine Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sah ihn des öfteren auferstanden – in irgendeiner Gestalt wiedergeboren. Für sie wurde er zum Fürsten, zur Wildente über einem Teich, zur Lotosblüte. Doch Christus erschien nach seinem Tode auch anderen als Maria, woran man erkennen mag, wie viele Menschen ihn geliebt hatten. Nach drei Tagen stand er von den Toten auf. Da er seines Körpers verlustig gegangen war, benötigte er allerdings noch etliche Jahrhunderte, um die ganze Welt in Bewegung zu versetzen. Der Journalist Paulus, beseelt vom Genius des Christus, trug am meisten dazu bei. Indem die Jahrhunderte ins Land gingen, lernten die Kreuziger

des Christus seine Auferstehung anerkennen, auf daß sie Shakespeares Auferstehung anerkennen konnten. Auch nach dem Tode erfuhr Christus allerdings stetige Wandlungen. Nicht einmal er blieb verschont von den Moden, denen wir alle ausgeliefert sind. Der Christus, den Clara liebte, war nicht der, den Pascal verehrte. Unverändert aber wird er seit seiner Auferstehung von den Hunden zum Götzen erhoben – wird in seinem Namen Gewaltherrschaft und Unterdrückung ausgeübt. Jeder spätere Christus mußte ihn deshalb als Feind betrachten. Doch wie Saul, dem dieser Feind auf der Straße nach Damaskus erschien, hätte auch ein jeder spätere Christus den Heiligen Geist in ihm erkennen müssen: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Es ist hart für dich, gegen den Stachel auszuschlagen." Ratlos stehen wir vor der Unfaßbarkeit des menschlichen Lebens. Der Schlaf allein gibt uns Frieden. Die Naturalisten sezieren diese Tatsache mitleidlos wie Chirurgen. Die Kinder des Heiligen Geistes aber werden dieser Unfaßbarkeit zum Trotz stets etwas Glanzvolles hinterlassen – etwas „allzeit Überragendes".

36 *Das Leben des Christus*

Das Leben des Christus war – wie das eines jeden Genies – durchdrungen von Enthusiasmus. Sein Vater, der Heilige Geist, beherrschte ihn mehr als seine Mutter Maria. In dieser Tatsache wurzelt in Wahrheit die Tragödie seiner Kreuzigung. Goethe, ein später geborener Christus, äußerte einmal den innigen Wunsch, lieber geradewegs in die Hölle zu fahren, als altern zu müssen. Indes wurde er nicht nur immer älter, sondern, wie Strindberg einmal bemerkte, in seinen späten Jahren sogar zum Mystiker. Der Heilige Geist war in den Dichter gefahren, wo er das Gleichgewicht zu Maria hielt. Man darf Goethe getrost als „unverbesserlichen Ketzer" bezeichnen. „Im Leben" war er wahrhaftig größer als Christus. Und selbstredend größer als jeder andere Christus. Der Stern, der von seiner Geburt kündete, strahlte heller als der Stern von Bethlehem. Wir lieben Goethe jedoch keineswegs, weil er ein Kind Marias war. Von Kindern Marias wimmelt es in Weizenfeldern und auf Sofas. Und nicht nur dort, sie tummeln sich auch in Kasernen, Fabriken und Gefängnissen. Nein, wir lieben Goethe einzig und allein, weil er ein Kind des Heiligen Geistes war. Es gibt Stunden im Leben, da Christus bei uns ist. Wenn Goethe dichtete, zog er ihn mitunter am Bart herbei. Das Leben des Christus war beklagenswert. Dennoch ist es Sinnbild der Leben aller nachgeborenen Kinder des Heiligen Geistes (nicht einmal Goethe stellt eine Ausnahme dar). Die christliche Kirche mag eines Tages untergehen. Zumindest wird sie sich fortwährend wandeln. Das Leben des Christus aber wird uns allzeit bewegen. Es bildet eine, wenngleich jämmerlich brüchige, Leiter zwischen Himmel und Erde, schwankend in den strömenden Regengüssen, die vom düsteren Firmament hernieder stürzen ...

37 *Die Männer aus dem Osten*

Nach Nietzsche bedeutet Religion „Hygiene". Das trifft nicht nur auf Religion zu. Auch Moral und Ökonomie bedeuten „Hygiene". Ohne daß wir es bemerken, erhält diese „Hygiene" uns die Gesundheit bis in den Tod. Für den „Mann aus dem Osten" war die „Hygiene" zumeist von größerer Bedeutung als das Nirwana. Im Elysium des Tao mögen Laotse und Buddha einander gelegentlich grüßend begegnen. Allerdings unterscheiden wir Ost und West nicht wie die Farben der Haut. Deshalb bewegt uns das Leben des Christus – eines jeden Christus. Fester Bestandteil unserer Überlieferung sind Lieder von „Heldenreichen alter Zeit, von denen nur ferne Gipfel noch künden". Doch auch die Stimme läßt uns aufhorchen, die ruft: „Genaht hat sich das Reich des Himmels". Wer weiß, vielleicht diskutiert Laotse dort mit dem jungen Konfuzius – dem Christus Chinas. Für einen Christus dürfte das barbarische Menschenleben stets eine Qual bedeuten. Davon waren die „Männer aus dem Osten" nicht ausgenommen, die um ihre Wiedergeburt als harmlose Pflanzen beteten. Christus sprach: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester, der Menschensohn aber hat nichts, wohin er sein Haupt lege." Vielleicht war die tiefe Bedeutung seiner Worte nicht einmal ihm selbst bewußt. Sie enthalten eine erschreckende Erkenntnis – wir müßten Füchse oder Vögel sein, um Frieden zu finden.

(10.7.1927)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „Saihō no hito". Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū,* Bd. 10. Tōkyō: Kadokawa bunko, 1968, S. 293-311.

Anmerkungen zu „Der Mann aus dem Westen" in chronologischer Reihenfolge nach Kapiteln:

(1)
Kitahara Hakushū (Kitahara Ryūkichi, 1885-1941): Jap. Dichter und Verfasser religiöser Werke; Gedichte im westlichen Stil und Tanka.
Kinoshita Mokutarō (Ōta Masao, 1885-1945): Jap. Dichter und Bühnenautor. Beschäftigte sich nach mehrjährigem Europa-Aufenthalt mit der Geschichte der japanischen Christen.

(3)
Lombroso: Der ital. Mediziner und Anthropologe Cesare L. (1836-1909) erforschte die Zusammenhänge zwischen Genie und Irrsinn; Schöpfer einer umstrittenen sozialanthropologischen Klassifizierung, wonach Verbrecher Merkmale tragen, die auf Atavismus beruhen sollen (Lehre vom „geborenen Verbrecher").

(5)
Dem Evangelisten Lukas zufolge (Lk 1, 36) war Elisabeth eine Verwandte Marias.

(10)
Strindberg: Von dem schwed. Dichter August Strindberg (1849-1912) stammt ein autobiographischer Roman mit dem Titel „Der Sohn einer Magd" (1886/87).

(16)
Rousseau: Vgl. „Emile oder Über die Erziehung" (Viertes Buch) des franz. Philosophen Jean-Jacques Rousseau (1712-1778).

(20)
Gourmont: Rémy de G. (1858-1915); franz. Schriftsteller, Kritiker und Essayist, der die Theorie des Symbolismus entwickelte.
Dante: D. Alighieri (1265-1321); vgl. *Die göttliche Komödie*, 5. Gesang.

(26)
Torquato Tasso: Drama von J. W. von Goethe aus dem Jahre 1790.

(27)
Shaw: George Bernard Sh. (1856-1950); anglo-irischer Dichter und Dramatiker, 1925 Nobelpreis. Akutagawa bezieht sich auf das Vorwort zu Shaws Stück „Zurück zu Methusalem" (1920, dt. 1925).

(29)
Papini: Giovanni P. (1881-1956); ital. Schriftsteller, der nacheinander futuristische, pragmatische und nihilistische Ideen vertrat, ehe er nach dem I. Weltkrieg zum Katholizismus konvertierte. Seine „Lebensgeschichte Christi" (1921, dt. 1924) machte ihn weltbekannt.

(30)
France: Anatole F. (Jacques-Anatole Thibault, 1844-1924); franz. Schriftsteller und Kulturkritiker, in sozialen und politischen Fragen engagiert, 1921 Nobelpreis. Mit der Figur des Pilatus setzt er sich in der Erzählung „Der Statthalter von Judäa" (dt. 1928) auseinander.

(33)
Pietas: röm. Göttin und Personifikation der frommen Liebe zu Göttern und Menschen.

(35)
Renan: Joseph Ernest R. (1823-1892); franz. Religionswissenschaftler und Schriftsteller; erregte Aufsehen durch sein romanhaftes Werk „Das Leben Jesu" (1863, dt. 1864), in dem er diesen als edlen revolutionären Schwarmgeist beschreibt.
Clara (1194-1253): Heilige der katholischen Kirche.
Pascal: Blaise P. (1623-1662); franz. Philosoph, Mathematiker, Physiker und Schriftsteller; nach einem Bekehrungserlebnis 1654 zog er sich ins Kloster Port Royal zurück und wurde zum Anhänger der jansenistischen Mystik.

Nachbemerkung

Die beiden hier erstmals in deutscher Sprache vorgelegten Texte „Der Traum“ und „Der Mann aus dem Westen“ entstanden in den Wochen vor dem Freitod Akutagawa Ryūnosukes (1892-1927) im Sommer 1927 und zählen zu seinen letzten vollendeten Werken.
In seinen letzten Lebensjahren geriet der große Erzähler, Dichter und Essayist Akutagawa, der bereits in jungen Jahren mit Erzählungen wie „Rashōmon“, „Hana“ („Die Nase“) oder „Kumo no ito“ („Der Faden der Spinne“) literarischen Ruhm erlangt hatte, zusehends in eine schwere gesundheitliche und seelische Krise, aus der ihm schließlich nur noch der Tod als Ausweg erschien. Seinen Selbstmord plante Akutagawa von langer Hand und führte ihn mit kühler Überlegung durch. In den frühen Morgenstunden des 24. Juli 1927 nahm er sich in seinem Haus in Tokyos Stadtteil Tabata mit Schlafmitteln das Leben.
Seiner persönlichen Misere zum Trotz bilden die letzten Lebensjahre des Schriftstellers zugleich seine kreativste Schaffensphase, in der zur psychologischen Schärfe der frühen Erzählungen eine experimentierfreudige stilistische Vielfalt tritt. Hatte sein frühes Werk häufig aus der originellen Interpretation traditioneller Stoffe bestanden, rückten nun immer mehr die eigene Person und deren gesellschaftliches Umfeld in den Mittelpunkt. Akutagawas spätes Werk leistete einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung der japanischen Ich-Erzählung (*shi shōsetsu* bzw. *watakushi shōsetsu*). Er hinterließ eine Anzahl bedeutender unveröffentlichter Werke – Erzählungen, Prosaskizzen, Aphorismen und Gedichte.
Die Erzählung „Der Traum“ entstand im Juni 1927. In eindringlichen, wenngleich düsteren Bildern erzählt sie von Isolation und Erschöpfung, künstlerischem wie menschlichem Scheitern und dem Verschwimmen von Traum und Wirklichkeit. Die fragilen Kulissen der Lebenswelt des Protagonisten, der unablässig auf der Suche nach einem „Ausdruck der Wildheit“ ist, die er im Wesen seines teilnahmslosen Modells auszumachen glaubt, geraten nach der Erkenntnis seiner künstlerischen Unzulänglichkeit vollends ins Wanken. Das Leben – ein Traum innerhalb eines Traums: „Aber ich hatte das Gefühl, was auch immer sich nun ereignen mochte, in jenem Traum bereits erlebt zu haben …“.
Die Erzählung kann als Ausdruck der zunehmenden Beunruhigung betrachtet werden, mit der Akutagawa Ryūnosuke am Ende seines Lebens feststellen mußte, daß Ästhetik und Kunst ihm keine Zuflucht mehr boten. Diese scharfen Waffen, mit denen er in früheren Jahren die gesellschaftlichen Realitäten auf Distanz gehalten hatte, hatten ihre magischen Kräfte eingebüßt. In diesen Jahren einer dramatischen Zuspitzung sozialer und politischer Gegensätze in der japanischen Gesellschaft hielten die von Akutagawa errichteten, einst scheinbar

unerschütterlichen Schutzwälle der Kunst dem Ansturm von Mächten nicht stand, die ihm chaotisch, gewalttätig und irrational erschienen.
Am 10. Juli 1927, vierzehn Tage vor seinem Tod, brachte Akutagawa die letzten Zeilen von „Der Mann aus dem Westen“ zu Papier, die Geschichte „meines Christus“. Dieser letzte von ihm fertiggestellte Text stellt nicht nur die literaturhistorisch bedeutsame Frucht von Akutagawas jahrelanger Beschäftigung mit dem christlichen Glauben dar, sondern auch ein literarisches Dokument seiner intensiven philosophischen Auseinandersetzung mit dem Freitod. Akutagawas Interesse galt einzig der charismatischen Persönlichkeit des „Mannes namens Christus“, der „sämtliche gesellschaftlichen Konventionen seiner Zeit mit Füßen trat“ und „nach Jerusalem ging, um gekreuzigt zu werden“, da er „sein Kreuz bereits trug, ehe er auf einem Esel Einzug in Jerusalem hielt“. In ihm erblickte Akutagawa einen Seelenverwandten, wie er selbst ein „Kind des Heiligen Geistes“ und vom Schicksal dazu bestimmt, „in der Flamme zu verbrennen“. Das Motiv der Destination und mephistophelischen Beherrschung durch den „Geist“, der zugleich ein „Dämon“ ist, spielt eine zentrale Rolle in den späten Werken Akutagawas. Doch „auch das Genie“ bleibt „letztlich ein *Menschensohn*“, ein „Kind Marias“, und somit seiner Zeit und Gesellschaft, dem „barbarischen Menschenleben“ verhaftet.
Im Gegensatz zu zahlreichen intellektuellen Zeitgenossen trat der Skeptiker Akutagawa Ryūnosuke nie zum Christentum über. An seinem Sterbebett fand sich am Morgen des 24. Juli 1927 neben Briefen allerdings auch eine Bibel – sie war die Lektüre seiner letzten Stunden gewesen.

Armin Stein

Armin Stein: Japanologe und Soziologe (M. A.). Nach mehreren Jahren in Tokyo lebt und arbeitet er seit einigen Monaten als freier Übersetzer in Osnabrück. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich mit dem Werk Akutagawa Ryūnosukes und hat eine Reihe bedeutender später Texte des großen japanischen Schriftstellers in deutscher Sprache zugänglich gemacht (Akutagawa Ryûnosuke: „Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen.“ Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium, 2003.) Schwerpunkte seines Interesses bilden zudem die Literatur der japanischen klassischen Moderne, die japanische Atombombenliteratur (*Genbaku bungaku*) und Gegenwartsautoren.
Weitere Veröffentlichungen im Feature der OAG-Nachrichten:
Akutagawa Ryūnosuke: „Das Piano.“ *OAG Notizen* 06/2004: S. 13-14.
Akutagawa Ryūnosuke: „Villa *Zur Ruhe.*“ *OAG Notizen* 06/2004: S. 15-17.
Hara Tamiki: „Land meiner Sehnsucht.“ *OAG Notizen* 03/2005: S. 10-18.